Wie konnte dieses Weichei so ein Erfolg werden?

Mit einem nervigen Sechstklässler bringt Jeff Kinney Millionen Jungs zum Lesen. Der Autor von »Gregs Tagebuch« sagt: Greg bin ich. Zu Besuch an dem Ort, der beide prägt

Von Katrin Hörnlein, DIE ZEIT, 12.11.2026

Wie groß *Gregs Tagebuch* werden würde, konnte sein Erfinder erstmals auf einem Parkplatz sehen. Im Januar 2009, der dritte Band der Kinderbuchreihe war gerade erschienen, kam Jeff Kinney mit seinem Lektor zu einer Signierstunde in eine Buchhandlung in der Nähe von New York. Kinney war Ende dreißig. Er hatte acht Jahre Arbeit in *Gregs Tagebuch* gesteckt und dafür schließlich seinen ersten Autorenvertrag erhalten, über zunächst drei Bände. Er wollte weitermachen, irgendwann vielleicht sogar vom Bücherschreiben leben können. Die ersten beiden Bände hatten sich ordentlich verkauft, nun kam alles auf den dritten an. Sollte der kein Erfolg werden, müsste Kinney wohl weiter als Programmierer für Online-Lernspiele arbeiten.

Kinney und der Lektor Charles Kochman sind an jenem Tag schon früh da. Sie warten in einem Büro hinter dem Buchladen darauf, dass es losgeht, ein Lieferservice hat Pizza gebracht. Kinney hat schon Signierstunden erlebt, bei denen gerade mal ein einziges Kind um seine Unterschrift bat. Jetzt sagt er zu seinem Lektor: »Auch wenn wir künftig keine Bücher mehr zusammen machen – ich bin wirklich dankbar. Das war eine tolle Zeit.«

An diese Sätze, sagt Kochman heute, erinnere er sich noch genau. Denn als Kinney kurz darauf die Tür zur Buchhandlung öffnete, war die voller Menschen. Im gesamten Verkaufsraum drängten sich Kinder mit ihren Eltern. Und auch der Parkplatz draußen war komplett voll. Bestimmt 2.000 Leute seien es gewesen, sagt Kinney: »Das war ein Schock für mich! « – »Es war total verrückt«, sagt Charles Kochman. Fassungslos habe er einen Mitarbeiter gefragt: »Sind die alle wegen Jeff hier?«

Das waren sie. Genauer gesagt, wegen der Figur, die Jeff Kinney sich ausgedacht hatte. Wegen Greg.

Kinder, die vor Buchläden ausharren, weil sie die Autorin treffen oder als Erste den neuen Band ihrer Lieblingsreihe kaufen wollen – das kannte man seit dem weltweiten Erfolg von *Harry Potter* um die Jahrtausendwende. Und nun, zehn Jahre nach dem englischen Zauberschüler, war da dieser Sechstklässler aus einer namenlosen Kleinstadt in den USA, der in seinem Tagebuch in Texten und Zeichnungen seinen Alltag festhält.

Anderthalb Jahrzehnte später, an einem Montagmorgen im Herbst 2025, blickt Jeff Kinney in Plainville, einem 10.000-Einwohner-Städtchen in Massachusetts, auf einen anderen Parkplatz. Oder auf das, was einmal ein Parkplatz werden soll. *Sein* Parkplatz. Baufahrzeuge walzen dampfenden Asphalt auf den Boden, Kinney steht hinter einem Metallzaun im Lärm und schnuppert. »Ich mag den Geruch und den Lärm auf Baustellen«, sagt er. Der Autor, heute 54 Jahre alt, lebt schon fast sein halbes Leben lang in Plainville. 2015 hat er an der alten Hauptstraße einen Buchladen eröffnet. Nun entsteht auf der Straßenseite gegenüber ein Biergarten, samt Parkplatz. »Ich liebe es, etwas zu bauen«, sagt Kinney. „Etwas, das für die nächsten Generationen bleibt.«

Man könnte diesen Mann mit Sonnenbrille in Hemd und Jeans, der ständig die Hand hebt und Leute grüßt, für einen gut vernetzten Kleinunternehmer oder Lokalpolitiker halten. Dabei ist er einer der erfolgreichsten Kinderbuchautoren der Welt, der es sich locker leisten kann, das Zentrum seiner Heimatstadt umzugestalten. In einer guten Stunde wird Kinney seinem amerikanischen Verlag offiziell den Druckauftrag für den 20. Band von *Gregs Tagebuch* geben. Am 18. November wird der Jubiläumsband auch auf Deutsch erscheinen.

Greg ist in 70 Sprachen zu lesen, es gibt vier Kinofilme, eine Animationsfilmreihe, ein Musical. Die Bücher haben sich weltweit bislang 300 Millionen Mal verkauft. *Harry Potter* von J. K. Rowling kommt mit 600 Millionen Büchern zwar auf das Doppelte. Doch anders als Rowling schreibt Kinney immer noch weiter und weiter.

Rowlings Verdienst liegt darin, eine Geschichte für Kinder geschaffen zu haben, so magisch, komplex und fesselnd, dass auch Erwachsene sie lesen. Jeff Kinney ist etwas vielleicht noch Größeres gelungen: Er hat mit *Gregs Tagebuch* eine Art Superwaffe für Eltern, Bibliothekare und Grundschullehrerinnen erfunden, die Millionen Nicht-Leser zu Lesern gemacht hat. Vor allem Jungs, die lieber Computer spielen und eigentlich keine Lieblingsbücher haben, wurden zu Buchfans. Und das, obwohl *Greg* ursprünglich gar nicht für Kinder gedacht war.

Jeff Kinney stammt aus Fort Washington in der Nähe der amerikanischen Hauptstadt. Seine Mutter war Erziehungswissenschaftlerin, der Vater arbeitete als Militäranalyst für die Navy und das Pentagon – und er liebte Cartoons. Mochte er morgens in der *Washington Post* einen besonders, hängte er ihn für die Familie an den Kühlschrank. Jeff Kinney schaute als Kind nicht nur gern Bildgeschichten an, er zeichnete auch viel – und gut.

Als er später aufs College kommt, entwickelt er für die Unizeitung selbst einen Comic. An fünf Tagen in der Woche erzählt er darin vom Alltag eines Studenten, von Prüfungsstress, Mensaessen und anstrengenden Mitbewohnern. Kinney hat damit so großen Erfolg auf dem Campus, dass für ihn, der Informatik und Kriminologie studiert, feststeht: Ich werde Cartoonist.

Es gibt nur ein Problem. Kein Comicverlag nimmt ihn unter Vertrag. Von klein auf hat er immer nur Lob und Begeisterung für seine Zeichnungen eingesammelt, nun hört er: Du bist nicht gut genug.

Auch privat läuft es für Kinney nach der Uni zunächst bescheiden. Eine erste Ehe geht in die Brüche, er sitzt allein in Massachusetts und schlägt sich mit verschiedenen Jobs durch, beginnt schließlich digitale Lernspiele für eine Website zu entwickeln. Und dann, an einem Januartag im Jahr 1998, kritzelt er ein Strichmännchen in ein Notizbuch und hat eine Idee: Wenn er nicht gut genug ist für einen konventionellen Comic, könnte er dann nicht eine Geschichte erfinden, in der ein Kind erzählt und zeichnet? Das vermeintliche Tagebuch eines Zwölfjährigen, in dem sich Textblöcke mit Bildern abwechseln – ein Comicroman für ein erwachsenes Publikum, das wie Jeff Kinneys Vater Cartoons mag und sich gern an lustige Kindheitstage erinnert.

Kinney nimmt sich vor, die 70 Seiten seines Notizbuchs mit ersten Ideen zu füllen. Ein, zwei Monate wird er dafür brauchen, glaubt er. Es werden vier Jahre. Danach beginnt er, die Geschichte auszuarbeiten. Das dauert weitere vier Jahre.

Er lernt seine zweite Frau Julie kennen, der erste Sohn wird geboren, der zweite. Tagsüber arbeitet er für die Bildungswebsite, abends sitzt er zu Hause im Keller und schreibt und zeichnet an der Welt von Greg Heffley. Schließlich hat er eine erste Fassung fertig. Sie ist 1.300 Seiten lang.

Mit einem Auszug von 30 Seiten – und mit der Hoffnung: Vielleicht klappt es ja diesmal, vielleicht nimmt mich ja diesmal jemand unter Vertrag! – fährt er zu einer Messe für Comicbücher nach New York. Charles Kochman, der Lektor, erinnert sich daran, wie er am kleinen Stand seines Verlags saß, als dieser junge Mann auf ihn zukam und ihm sein Exposé in die Hand drückte. »Man trifft auf diesen Messen viele solcher Bewerber. Aber an Jeff war irgendetwas Besonderes. Ich schaute mir das Exposé an und sagte sofort zu ihm: Das ist genau das, wonach ich gesucht habe.«

Als Kochman *Gregs Tagebuch* später im Verlag vorstellt, teilt dort allerdings niemand seine Begeisterung: Mit diesen Strichmännchen könne kein Erwachsener etwas anfangen, schon gar nicht auf so vielen Seiten. Der Verleger und zwei Kollegen aus der Kinderbuchabteilung schlagen vor, Kinneys Arbeit in einen Comicroman für Acht- bis Zwölfjährige zu verwandeln. Das Rohmaterial soll auf drei Bände verteilt werden. »Ich rief Jeff an und sagte, ich hätte eine gute und eine schlechte Nachricht«, erzählt Kochman. »Wir nehmen dich unter Vertrag. Aber wir werden kein 1.000-Seiten-Buch hinkriegen. Und es soll für Kinder sein.«

Im ersten Band, *Von Idioten umzingelt,* beklagt sich Greg zu Beginn, seine Mutter habe ihm dieses Tagebuch besorgt. Dabei habe er ihr doch »EXTRA gesagt, nichts zu kaufen, auf dem 'Tagebuch' steht.« Seine Gefühle oder anderen Quatsch werde er sicher nicht festhalten. Dies hier seien seine Memoiren: »Ich mache das alles überhaupt nur deswegen, weil ich später, wenn ich reich und berühmt bin, sicher was Besseres zu tun haben werde, als den ganzen Tag lang dämliche Fragen zu beantworten.«

Vieles, was Greg erlebe, beruhe auf seinen eigenen Kindheitserinnerungen, sagt Jeff Kinney. Die Familie Heffley sei eine Extremvariante seiner Familie. Greg habe seine negativen Seiten in übertriebener Form.

Anders als der mutige und heldenhafte Harry Potter taugt Greg Heffley nicht zum Vorbild – was sich schon in seiner Silhouette zeigt: ein schmales Bürschchen, gebogen wie eine Banane. Der Originaltitel lautet *Diary of a Wimpy Kid,* »Tagebuch eines Weicheis“. Greg besitzt so wenig Körperspannung, wie er eine innere Haltung hat. Er notiert: »Ehrlich gesagt war ich schon immer mehr der häusliche Typ.« Er träumt zwar vom Ruhm, weiß aber, dass er in der Schule am besten fährt, wenn er in der Menge mitschwimmt und nicht weiter auffällt. Leider kommen ihm ständig andere dazwischen. Seine Mom, die plötzlich als Ersatzlehrerin im Klassenzimmer auftaucht. Seine Lehrerin, die ihn im Schultheaterstück als singenden Baum auftreten lässt. Sein bester Freund Rupert, der in seiner kindlichen Naivität die Coolness-Codes der Mitschüler nicht durchschaut. So peinlich Rupert Greg oft ist, so praktisch ist der Freund für ihn. Zum Beispiel wenn Gregs Vater seinem Sohn mal wieder das Computerspielen verbietet und ihn stattdessen zum Sport vor die Tür jagt. Greg geht zu Rupert, zockt dort weiter – und läuft auf dem Rückweg unter einem Rasensprenger durch, um seinem Dad den durchgeschwitzten Athleten vorzugaukeln. »Ich bin jetzt schon einer der besten Menschen, die ich kenne«, schreibt Greg. Nur leider hat das außer ihm niemand bemerkt.

Greg ist, kurz gesagt, ein Antiheld. Ein absolut durchschnittlicher Junge mit alltäglichen Sorgen und Problemen. Ein ewig Zwölfjähriger, der sich verkannt und ungerecht behandelt fühlt, während er selbst gern mal anderen die Schuld in die Schuhe schiebt. Einer, der vom großen Bruder geärgert wird und zum Ausgleich den kleinen Bruder piesackt – wie sein Schöpfer als Kind.

Vielleicht finden sich auch deshalb so viele Jungen in Greg wieder, weil sie selbst heutzutage oft zu Sorgenkindern erklärt werden. Lauter als Mädchen, schwieriger, weniger strebsam, schlechter in der Schule. Seit Jahren schlagen Bildungsforscher Alarm: Die Lesekompetenzen sinken – und die Jungen schneiden deutlich schlechter ab als die Mädchen. Seinem Heimatland, den USA, attestiert Jeff Kinney sogar eine »Alphabetisierungskrise«. Und die macht er auch in *Gregs Tagebuch* zum Thema.

Gregs Mutter drängt ihren Sohn ständig dazu, endlich mal ein Buch zu lesen: »Gestern hat Mom mir einen Vortrag gehalten, dass Jungs in meinem Alter zu viel Videospiele spielen und zu viele brutale Filme angucken, weil wir alle nicht wissen, was WIRKLICH gute Unterhaltung ist.« Es kommt für Greg noch schlimmer. Seine Mutter gründet einen Buchclub für die Jungen in der Nachbarschaft, er heißt »Lesen macht Spaß«. Greg: »Ich hab Mom angefleht, aber sie blieb knallhart.«

Ob Gregs Mutter den Jungs wohl *Gregs Tagebuch* zum Lesen geben würde? Kinney und sein Verlag jedenfalls werden überflutet von Zuschriften: Danke, dass Sie mein Kind zum Lesen gebracht haben! »Das ist schmeichelhaft, und ich bin darauf sehr stolz«, sagt Kinney. Andererseits ist es in seinen Augen absolut naheliegend, für Leseanfänger Bücher mit hohem Bildanteil zu machen. Die Cartoon-Passagen in *Gregs Tagebuch* sieht Kinney als Inseln im Textmeer, auf die ein Zehnjähriger zuschwimmen kann. Hat er die rettende Insel erreicht, wird er dort für die Anstrengung belohnt: mit einem Witz.

Was gefällt dir an den *Greg*-Büchern? Kinder geben auf diese Frage fast immer dieselbe Antwort: »Dass sie so lustig sind!«

Wenn Greg sich beim Picknick am Strand vor gefräßigen Möwen in Sicherheit bringen muss, sieht man ihn danach mampfend in einer öffentlichen Toilette – »nicht unbedingt das beste Esserlebnis aller Zeiten“. Wenn er mit seiner Halloween-Beute nach Hause kommt, wartet sein Vater dort mit einer Mülltonne voller Wasser, das er nervenden Teenagern über den Kopf kippen will. Es trifft natürlich Greg – zu retten sind nur ein paar Minzbonbons in Stanniolpapier. Und wenn sein Freund Rupert einen peinlichen Kindergeburtstag im Einkaufszentrum feiert, versteckt Greg sich im Bällebad – zusammen mit einem kleinen Kind, das bei der Party davor vergessen wurde.

Mehr als 1.000 Witze brauche er für einen Band, sagt Jeff Kinney. In der Anfangszeit habe er sich eine Decke über den Kopf gezogen und darauf gewartet, dass ihm ein Gag einfällt. Irgendwann schenkte seine Frau ihm ein Fahrrad. Er sollte nicht in der Bude hocken, sondern sich bewegen. Kinney setzte sich tatsächlich aufs Rad, sagt

er, allerdings fuhr er damit nur in der Auffahrt im Kreis und starrte auf den Boden. An manchen Tagen seien ihm zwanzig Witze eingefallen, an anderen null.

Inzwischen arbeitet er professioneller, trotzdem sind die Bücher, die so schnell und locker hingeschrieben wirken, für Kinney immer aufs Neue ein Kampf. Jedes Jahr folgt einem ähnlichen Arbeitsrhythmus, und je näher die Deadline rückt, desto anstrengender wird es. Zuerst überlegt er sich das Thema, dann den Titel und ein Covermotiv. Im Frühjahr sammelt er etwa drei Monate lang Witze und schreibt dann die sogenannte Outline, den Handlungsbogen. Danach kommen die Textteile, für die er etwa einen Monat braucht. Anfang Juli schickt Kinney seinem Lektor Charles Kochman eine erste, noch bilderlose Fassung. Was die Cartoons zeigen sollen, beschreibt er mit Worten. Kochman versieht das Manuskript mit Smileys, einen für jeden Gag, der ihn zum Lachen bringt.

Am Ende sitzt Kinney zwei Monate lang am Zeichentisch, jeden Tag bis zu 16 Stunden. Ein Schlusssprint in Marathonlänge, Sommer um Sommer, bis Ende September. »Ich kann in dieser Zeit nichts anderes tun, als zu zeichnen. Das ist wirklich hart, physisch hart.«

Das Arbeitsstudio von Jeff Kinney ist Hunderte Quadratmeter groß und liegt im Dachgeschoss seiner Buchhandlung in Plainville. Man fühlt sich darin wie in einem *Greg*-Museum oder dem Spielzimmer eines großen Jungen. Von der Decke im Eingangsbereich hängen riesige fliegende Gregs, es gibt einen Videospielautomaten mit Gregs fiktivem Lieblingscomputerspiel und eine Sitzgruppe, beleuchtet von Lampen, die in ein Schlagzeug eingelassen sind. Zu Ehren von »Folle Vindl«, der Band von Gregs großem Bruder.

Ein Teil der Etage ist als Büro abgetrennt, in der Mitte steht Kinneys Schreibtisch, um ihn herum weitere Arbeitsplätze. Hier sitzen die vier Mitarbeiterinnen, die Jeff Kinney unabhängig von seinen Verlagen angestellt hat. Sie tun, was Mitarbeiterinnen eines Erfolgsautors eben tun, sie planen Termine, koordinieren Presseanfragen, bespielen Kinneys Social-Media-Kanäle und die Homepage, klären Merchandise-Fragen und beantworten Fanpost. Doch zum Ende eines jeden Jahres verwandeln sie sich in Schauspielerinnen der großen *Greg*-Show.

Die Zeiten der Signierstunden in Buchhandlungen sind lange vorbei, Kinney füllt inzwischen Hallen rund um die Welt. 38 Länder hat er mit *Gregs Tagebuch* besucht, auf einem Bildschirm neben seinem Schreibtisch läuft in Dauerschleife ein Film seiner Reisen: Kinney am Big Ben in London, in der Hagia Sophia in Istanbul, auf dem Roten Platz in Moskau und immer wieder an verschiedenen Orten in Deutschland. Hierher wurde die erste Auslandslizenz verkauft, hier allein liegt die Gesamtauflage der *Greg*-Bücher bei 20 Millionen.

Bei seinen Auftritten bietet Kinney den Kindern einen Mix aus interaktiver Spielshow und Theaterstück, passend zum Thema des jeweiligen Bandes. Einfach schreiben, zeichnen und ein Buch in die Welt setzen reicht heute nicht, findet Kinney. »Als Kinderbuchautor musst du auch Entertainer sein. Sonst verlierst du gegen das Smartphone.« Seine Mitarbeiterinnen machen mit. Sie haben schon die strenge Bibliothekarin gespielt und sind als Bauarbeiterin im Dixi-Klo verschwunden.

Was der Chef für die kommende Tournee plant, weiß sein Team an diesem Tag im Frühherbst, an dem der Jubiläumsband in Druck geht, bisher nur grob: Im neuen Buch, *Bock auf Party?,* hat Greg Geburtstag und glaubt, seine Eltern würden eine große Überraschungsparty für ihn planen. Tatsächlich aber haben sie den Geburtstag vergessen. Um das wiedergutzumachen, wollen sie ihm eine besonders tolle Feier bieten – und die will Kinney auf die Bühne bringen. Das Skript für die Show hat er vor zwei Tagen im Flugzeug geschrieben. In fünf Wochen will er damit auf der Bühne stehen, die Zeit drängt, der Terminkalender ist voll. Eine Stunde ist für die Tournee-Besprechung geblockt, eilig versammeln sich die Mitarbeiterinnen mit ihren Laptops.

In irrwitzigem Tempo liest Kinney vor, wie er sich die einstündige Show vorstellt – was er selbst sagen will, wer wann auftreten soll und was er sich für Requisiten wünscht. Eine Mitarbeiterin schleppt eine Holzkiste voller Zitronen herein, die man für ein Spiel verwenden könnte. Eine andere wirft den Bauplan einer überdimensionalen Torte an die Wand.

Vorsichtiger Hinweis aus dem Team: Eine menschengroße Piñata, eine Pappmaché-Figur für Süßigkeiten, die auch noch die Flucht ergreifen soll, sei vielleicht schwer zu beschaffen. Kinneys Antwort: »Ich bin zuversichtlich, dass wir das

hinkriegen.« Im vergangenen Jahr wollte er eine Ratte, die über die Bühne rollt. Weil kein passendes Spielzeug zu finden war, bestellte das Team ein ausgestopftes Tier und bastelte ein Fahrwerk darunter.

Es ist eindeutig, wer hier das Sagen hat. Doch Kinney will auch die Meinung der anderen hören: Ist eine Furz-Polizei witzig? Wollen wir eine echte Tortenschlacht auf der Bühne? Ist es zu viel, wenn eine enttäuschte Influencer-Mom die Bühne stürmt? Und muss für die vielen Ballons eigentlich ein Heliumtank in den Tourbus?

In diesem Van chauffiert Kinney das Team jetzt erst mal zum Mittagessen. Er ist schon im Stil des nächsten Buchcovers beklebt: viel pink, Konfetti und ein Greg mit Partyhut. Früher hätten sie für den amerikanischen Teil der Tournee immer einen Van mit Fahrer gebucht, erzählt Kinney, während er durch Plainville fährt. Da habe er nach jedem Auftritt inmitten seines aufgekratzten Teams hocken müssen, was er gar nicht gemocht habe. Deshalb habe er diesen Kleinbus gekauft. Jetzt könne er selbst am Steuer sitzen und sich von dem Gegiggel auf den hinteren Plätzen abschotten. »Ich bin nämlich eigentlich introvertiert«, sagt er beim Aussteigen vor dem Restaurant.

»Introvertiert? So ein Quatsch!«, widerspricht Kinneys Frau Julie, die mit zum Lunch gekommen ist. »Jeff ist ein Entertainer. Schon bevor unsere Söhne geboren wurden, hat er bei Familienfeiern immer alle Nichten und Neffen um sich versammelt.« Ihr Mann lässt das so stehen und sagt: »Wir sind in allem das komplette Gegenteil. Zum Glück haben wir uns kennengelernt, bevor Dating-Apps aufkamen. Ein Onlineportal hätte uns nie gematcht.«

Julie Kinney ist eine zierliche Frau, halblange braune Haare, offenes Lächeln, man kommt leicht mit ihr ins Gespräch. Sie führt gemeinsam mit ihrem Mann den Buchladen, doch wenn es um *Greg* geht, bleibt sie im Hintergrund. Sie lese einen neuen Band immer erst, wenn er gedruckt ist, sagt sie. Während ihr Mann zum Bestsellerautor wurde und ständig in der Welt unterwegs war, zog sie in Plainville die beiden Söhne groß. »Aber Jeff hat immer versucht, am Familienleben teilzuhaben, auch wenn er weg war.«

Was sie meint, konnte man in den vergangenen Jahren bei Kinneys Besuchen in Deutschland beobachten. Manchmal stand er ein wenig abseits und sagte: »Entschuldigt

mich kurz, ich rufe eben meine Frau an.« Oder er griff beim Abendessen in einem schicken Restaurant zum Handy, um der Familie Basketballtickets zu mailen. Einmal hielt er nach einer Show das Smartphone hoch, von dessen Bildschirm einer seiner Söhne pflichtschuldig in die Runde winkte.

Jetzt, beim Mittagessen mit seiner Frau und seinem Team, tut Kinney etwas, wofür er bei denen, die ihn gut kennen, berüchtigt ist: Er stellt Fragen, mit denen er alle unterhält und aus der Reserve lockt. Wenn jemand, den du wirklich toll findest, im Restaurant plötzlich die nackten Füße auf den Tisch legt – ist das ein Beziehungskiller? Hätte ein Typ eine Chance bei dir, der ein Rattenschwänzchen hinten im Nacken trägt? Und wenn er sagen würde, er trage es in Erinnerung an seine geliebte Großmutter?

Kinney lacht über die ratlosen Blicke am Tisch, kann aber auch über sich selbst lachen. Auf seine Frage, was jeder in der Runde erst kürzlich gelernt habe, sagt er, als er an der Reihe ist: »wie ein Nagelknipser funktioniert«. Er spielt vor, wie er sein Leben lang an dem kleinen Ding gescheitert ist, weil er nicht gewusst habe, dass man den einen Flügel des Knipsers umklappen muss, sodass ein Hebel entsteht. »Das habe ich erst neulich in einem Online-Erklärvideo gesehen«, sagt Kinney und klingt, als habe er ein Mysterium aufgeklärt. Julie Kinney: »Das hättest du früher haben können. Wenn du mal zugesehen hättest, wie ich unseren Jungs jahrelang die Nägel geschnitten habe.«

In einem Interview hat der Lektor Charles Kochman, der inzwischen Kinneys enger Freund ist, ihn einmal *charmingly awkward* genannt, auf charmante Weise unbeholfen. »Ich glaube, Jeff nimmt mir das bis heute krumm«, erzählt Kochman, »aber ich habe es gar nicht abwertend gemeint. Vor allem finde ich die Beschreibung immer noch passend.« Er ziehe Kinney manchmal damit auf, dass der so viele Fragen stellt. »Als habe er etwas darüber gelesen, wie sich Menschen verhalten. Aber so ganz bekommt er es noch nicht hin.«

In seiner Erinnerung hat Jeff Kinney sich als Kind oft wie ein Außenseiter gefühlt; einer, der am Rand steht und die anderen beobachtet. In der Schule habe er sich nur schwer konzentrieren können. Die Lehrer ließen ihn während des Unterrichts zeichnen, weil er dabei zur Ruhe kam und besser zuhören konnte. Heute spricht er offen über seine Aufmerksamkeitsdefizitstörung. Was ihm helfe: viel zu tun zu haben. Es gibt

Tage, an denen er sich nach Interviews, Begegnungen mit Fans, einer Bühnenshow und einem späten Abendessen um 23 Uhr ins Hotel verabschiedet, um sich von dort in ein Tonstudio auf der anderen Seite des Atlantiks zu schalten und bei den Sprachaufnahmen für einen neuen *Greg*-Animationsfilm zuzuhören.

In seinem Büro hängen drei gerahmte Fotos an der Wand. Zwei zeigen ihn und seine Familie bei Besuchen im Weißen Haus, einmal mit Joe und Jill Biden, einmal mit der Obama-Familie. »Seine Töchter waren *Greg*-Fans«, sagt Kinney, »das war cool!« Auf dem dritten Foto überreicht ein Geistlicher Papst Franziskus *Commentarii de Inepto Puero* – die lateinische Fassung des *Diary of a Wimpy Kid.* »Das erste Exemplar ging an den Papst", sagt der Katholik Kinney stolz.

Nach 18 Jahren und 20 Bänden *Gregs Tagebuch:* Bedauert er etwas, wenn er zurückblickt? »Ja. Dass Greg mir sehr viel Zeit mit meiner Familie gestohlen hat. Darüber denke ich viel nach. Und ich bereue all die Momente, die ich verpasst habe.«

Jeff Kinney hat einen wiederkehrenden Traum: Er kann fliegen, aber nur kniehoch. Und er paddelt dabei, als würde er in der Luft kraulschwimmen, kommt aber kaum voran. Auf die Frage eines Mädchens, wie es sich anfühle, berühmt zu sein, antwortete er vor einigen Jahren: »Ich wohne in einer kleinen Stadt in den USA. Dort interessiert sich niemand für *Gregs Tagebuch.*«

Plainville, was man wörtlich mit »schmucklose Stadt" übersetzen könnte, sei der perfekt langweilige Ort für einen Autor wie Jeff, sagt der Lektor Charles Kochman: »Er wird dort durch nichts von seiner kreativen Arbeit abgelenkt.« Kochman, der in New York lebt, findet Kinneys Heimat auf rührende Art aus der Zeit gefallen; eine amerikanische Kleinstadt, wie man sie aus alten Filmen kennt.

Tatsächlich ist vieles hübsch und friedlich in Plainville. Sonntags ist die United Methodist Church gut gefüllt, und auf dem Sportplatz feuern Eltern auf Campingstühlen ihre Kinder beim Fußball an. Hinter einem Spielplatz muss man nur über eine zugewachsene Brücke gehen, die einen Fluss kreuzt, schon steht man unter duftenden Nadelbäumen. In den hügeligen Seitenstraßen stehen Holzhäuser in bunten Farben. Greg habe eine Kindheit, von der viele träumten, sagt Jeff Kinney: »Er lebt an einem Ort, wo man frei durch die Nachbarschaft streifen und aufs Fahrrad steigen kann. Es ist

eigentlich eine altmodische Kindheit.« In den Straßen von Plainville kann man sich vorstellen, dass es sie hier noch gibt.

Als Kinneys Söhne von der Grundschule auf die weiterführende Schule in der Nachbarstadt wechselten, erfuhr er allerdings, dass Plainville der Underdog in der Gegend war. Die Kinder aus den anderen Orten guckten auf das Städtchen herab, erzählt Kinney. So adrett die Wohnviertel sind – Plainvilles alte Hauptstraße, die South Street, war in die Jahre gekommen.

Viele Städte in Massachusetts haben eine ähnliche Geschichte. Sie waren einst um eine Industrie herumgewachsen, die sich verlagerte oder ausstarb. Die Menschen blieben, arbeiten aber inzwischen woanders und kaufen in den großen Malls ein, während die Innenstädte verfallen.

Eine Art Mahnmal dieser Entwicklung war in Plainville der Falk's Market aus den 1850ern, früher ein Gemischtwarenladen und Treffpunkt für die Menschen des Ortes. Lange Jahre stand das Holzgebäude leer. Kinney kaufte es 2013. Bis auf eine Tür war nichts mehr zu retten, erzählt er, also riss er das Gebäude ab und baute für seinen Buchladen An Unlikely Story ein neues, das wie ein altes aussieht. Für eine authentisch-abgewetzte Anmutung ließ er die Ziegelsteine sogar in einer Art Waschmaschine schleudern.

Heute können die Menschen sich im Café seines Buchladens und ab dem nächsten Frühjahr auch in seinem Biergarten auf der anderen Straßenseite treffen. Inzwischen hat Kinney sein Business sogar auf die gesamte Kreuzung South Street/Bacon Street ausgeweitet. Alle vier Grundstücke gehören ihm. Irgendwann sollen hier noch ein Park mit einer Eventbühne und ein Restaurant entstehen.

Man könnte die Kreuzung »Kinney Corner« nennen. Kinney spricht vom »Plainville Square«. Sein Engagement gefalle nicht allen in der Stadt, hört man, wenn man sich in Don's Diner, einem Frühstücks- und Lunchlokal ein paar Häuser die Straße runter, an den Tresen setzt. »Ich sage den Leuten immer: Seid froh, was Jeff hier baut! Das ist gut für unsere Stadt«, sagt der Kellner. »Aber es gibt immer welche, die sich mit Veränderungen schwertun.«

Jeff Kinney selbst sagt: »Niemand hat hier nach einem Buchladen verlangt. Und wir sind nach zehn Jahren noch nicht profitabel.“ Ihm gehe es um etwas anderes: Sein »Plainville Square« solle ein Ort werden, an dem Gemeinschaft gelebt werden kann. An dem Menschen miteinander ins Gespräch kommen, auch wenn sie unterschiedlicher Meinung sind.

Natürlich ist Kinney ein Geschäftsmann. Bei jeder Anfrage zu *Greg* oder neuen Kooperationen wird genau geprüft, ob dadurch höhere Buchverkäufe zu erwarten sind. Sein Team staunt noch immer über eine chinesische Bloggerin, die kürzlich in einem Livestream mit Kinney 150.000 Bücher umsetzte, in einer Stunde. Solange *Greg* genug Geld einbringt, scheint der Autor gewillt, es für andere Dinge auszugeben.

Viele, die schon lange mit ihm arbeiten, sagen: In Greg steckt nicht nur viel von Jeff, Greg *ist* Jeff. Nur gibt es eben noch diesen anderen, den erwachsenen Jeff Kinney. Den, der bei einer Rede vor der Abschlussklasse seiner alten Universität in Maryland sagt, nicht die Studierenden könnten etwas von ihm lernen, vielmehr hätten sie seiner Generation so viel beigebracht – über mentale Gesundheit, strukturellen Rassismus, Genderidentitäten und die Klimakrise.

Den, der in Tansania Brunnen bohren und Basketballplätze bauen lässt, ohne groß darüber zu sprechen.

Der hinter der Bühne die Nachrichten verfolgt und sich fragt, ob er jemals wieder nach Russland reisen wird – und ob er wohl bald als US-Bürger in der Welt Schwierigkeiten bekommt.

Wenn er wie in diesem Herbst mit einem neuen Buch in Fernsehstudios sitzt, spricht er immer wieder darüber, wie wichtig es ihm ist, dass Kinder lesen. In seinem Buchladen achtet er darauf, dass in den Regalen Werke möglichst diverser Autoren stehen. *Greg* lässt er in Dialekte und Sprachen von Minderheiten übersetzen, etwa ins Samische.

Er kritisiert die Regierung Trump nicht öffentlich, aber er spendet Geld an Bibliotheken und unterstützt Lehrer, die gegen Zensurversuche kämpfen.

So wie er mit der *Greg*-Idee durch die Hintertür zum Comiczeichner wurde, so ist Jeff Kinney auf eine leise Art politisch. »Ich sehe meine Bücher als eine Art

Schutzschild, auf den die Kinder sich verlassen können«, sagt er. »Eine Zeichentrickfigur bleibt immer gleich. Sie steht für Verlässlichkeit. Angesichts der Situation in den USA ist es mir wichtiger denn je, Kindern so etwas zu geben. Ich möchte, dass meine Figuren und Geschichten diese politische Ära überdauern.«

2009 sagte er der *New York Times,* jeder gute Cartoonzeichner wisse, wann er aufhören sollte, und fand die Vorstellung, dass ein 60-Jähriger aus der Perspektive eines Sechstklässlers schreibt, »creepy«. Heute, mit Mitte fünfzig, ist kein *Greg*-Ende in Sicht. Es wachsen ja auch ständig leseunwillige Jungs heran, die zu Lesern werden sollen.

Seine beiden eigenen Söhne, heute Anfang zwanzig, waren nie große *Greg*-Fans. Wie so viele Kinder fanden sie ihren Vater oft eher peinlich, sagt Kinney. Doch einen besonderen Moment gab es, einmal im Jahr: Immer wenn ein neuer Band fertig war, kuschelte er sich mit ihnen ins Bett und las ihnen vor.

Vorletzten Sommer allerdings fiel Jeff Kinney auf, dass seine Söhne nie einfach so zum Spaß ein Buch in die Hand nahmen – und bot den beiden für jedes gelesene Buch ein Honorar. »Der Jüngere machte einen Vollzeitjob draus«, sagt Kinney. »Er las 20 Bücher in fünf Wochen, Klassiker wie Orwells *1984,* irgendeinen deutschen Philosophen aus dem Jahr 1924.« Plötzlich, sagt der Bestsellerautor, sei sein Sohn zur interessantesten Person im Haus geworden.